

Jolina Petersheim

Licht
sucht sich
seinen Weg


Francke

Über die Autorin:

Jolina Petersheim träumte bereits als kleines Mädchen vom Schreiben. Inzwischen hat sie mehrere sehr erfolgreiche Romane veröffentlicht. »Licht sucht sich seinen Weg« ist ihr erstes Buch in deutscher Übersetzung. Jolina und ihr Mann haben sowohl amische als auch mennonitische Wurzeln und leben mit ihren drei kleinen Töchtern in den Bergen Tennessees.

<https://jolinapetersheim.com/>

📷 jolinapetersheimauthor

📘 jolinapetersheimauthor



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96362-309-7

Alle Rechte vorbehalten

Originally published in English in the U.S.A. under the title:

How the Light Gets In, by Jolina Petersheim

Copyright © 2019 by Jolina Petersheim

German edition © 2023 by Francke-Buch GmbH

with permission of Tyndale House Publishers. All rights reserved.

35037 Marburg an der Lahn

Deutsch von Silvia Lutz

Umschlagbilder: © iStockphoto.com / kieferpix; pixdeluxe

Umschlaggestaltung: Francke-Buch GmbH / Marion Schramm

Satz: Francke-Buch GmbH

Printed in Czech Republic

www.francke-buch.de

Dank

Wie alle meine Romane entstand *Licht sucht sich seinen Weg* über mehrere Jahre hinweg. Gedanken sammeln sich in meinem Kopf wie Regentropfen in einem Eimer, bis dieser Eimer schließlich voll ist und die Worte überfließen. Viele Menschen haben mir geholfen, diesen bildlichen Eimer zu füllen. An erster Stelle möchte ich Onkel Ralph Petersheim danken, dass er mir den Zeitungsartikel über den Cranberry-Bauern in Wisconsin gezeigt hat, der seine Felder mit altmodischen Geräten bewirtschaftet. Dieser Artikel legte den Grundstein für Elams Beruf und Leben.

Außerdem möchte ich den unermüdlichen, fleißigen Frauen in Wisconsin danken, die mich in der Zeit, die ich dort verbrachte, so viel gelehrt haben: Tante Sheila Petersheim, Tante Stacy Petersheim, Heather Petersheim, Justine Petersheim, Elisa Shaw, Hannah Petersheim, Marissa Kendhammer, Tamara Rutten, Jessica Rogers und die mittlerweile leider verstorbene Kelly Baird. Durch wertvolle gemeinsame Erlebnisse wie Spaziergänge oder Essenseinladungen, bei denen wir über den Glauben gesprochen haben, nimmt jede von euch einen besonderen Platz in meinem Herzen ein.

Ich möchte Dale und Candy Toltzman danken, die unsere Familie unterstützt haben, während wir in Wisconsin wohnten. Ich werde nie vergessen, wie du, Dale, ins Krankenhaus kamst und stundenlang bei uns gesessen hast, bis Randy aus dem OP-Saal kam, oder wie du uns auf unserem Hof besucht hast, als er wieder zu Hause war. In kurzer Zeit wurdest du vom Pastor zum Freund, und ich werde dir für die wichtige Rolle, die du als Begleiter auf meinem Glaubensweg gespielt hast, immer dankbar sein.

Ich danke meinem Team bei Tyndale für seine grenzenlose

Geduld. Danke, dass ihr bei Tyndale mir geholfen habt, einen Roman zu schaffen, der auf Gottes Wahrheit beruht.

Danke, Wes Yoder, für deine Unterstützung und Freundschaft. Es ist kaum zu glauben, dass sechs Jahre vergangen sind, seit wir uns über Root's Country Market und Streuselkuchen unterhielten.

Danke, Misty Adams, dass du mich ermutigt hast, diese Geschichte in einem Café laut vorzulesen. Du bist immer eine gute ZuhörerIn. Dafür liebe ich dich.

Von Herzen dankbar bin ich meinen Eltern, Beverly und Merle Miller, und meinen Schwiegereltern, Betty und Richard Petersheim. Ich schätze und liebe euch immer mehr, je länger ich lebe.

Danke meinen Töchtern, Miss A, Miss M und Miss E, die mich die Schönheit bedingungsloser Liebe lehren und dass gemeinsame Erlebnisse wichtiger sind als ein sauberes Haus.

Ich danke meinem Mann für seine Stärke, Treue und Liebe. Als wir an jenem Spätsommertag unter dem Pavillon standen und uns das Eheversprechen gaben, konnten wir nicht ahnen, wie unsere Lebensgeschichte verlaufen würde. Ich bin für diese Geschichte sehr dankbar. Mit keinem anderen als mit dir würde ich lieber »in guten wie in schlechten Zeiten, in Armut und in Reichtum, in Gesundheit und in Krankheit« leben. Ich liebe dich heute noch mehr als damals und weiß, das liegt zum großen Teil daran, dass wir so vieles gemeinsam durchgemacht haben. Du bist mein bester Freund und die Liebe meines Lebens.

Schließlich möchte ich Jesus danken, dass er mir in diesem Jahr seine Liebe noch deutlicher offenbart hat als in jedem anderen. Ich danke ihm, dass er sich als treu erweist, dass er das in mir heilt, was zerbrochen ist, und dass er mich lehrt, vollkommener zu lieben. Alles, was ich bin, verdanke ich dir, Jesus! Ich liebe dich heute mehr als bei unserer ersten Begegnung, und ich weiß, das liegt zum großen Teil daran, dass auch wir so vieles gemeinsam durchgemacht haben. Danke, dass du nie von meiner Seite weichst!

Teil 1

Kapitel 1

Die Särge waren natürlich geschlossen. Keine Blumen schmückten sie. Nicht einmal in der Kirche gab es Blumen, aber durch die Fenster fiel das kühle Morgenlicht und erwärmte den Holzboden und die Kirchenbänke. Der Mitarbeiter von *Ärzte ohne Grenzen*, der Ruth angerufen hatte, um ihr die Nachricht zu überbringen, hatte beteuert, dass er nicht gelitten hatte. Daraus schloss Ruth, dass von ihrem toten Mann nicht viel übrig geblieben war.

Spätere Zeitungsartikel bestätigten den Bombeneinschlag, der das Krankenhaus zerstört hatte. Frauen und Kinder waren gestorben; unter den getöteten Mitarbeitern waren auch ihr Mann und ihr Schwiegervater gewesen. Ruth hatte danach tagelang im Internet alles über den Anschlag gelesen, bis ihre Mutter erklärt hatte, sie sei von etwas besessen, das sich nicht mehr ändern ließe. Damals hatte Ruth wütend reagiert, aber jetzt erkannte sie, dass die Entscheidung ihrer Mutter, jeden Tag das Internet für zehn Stunden abzuschalten, weise gewesen war, auch wenn sie diese »Weisheit« mit etwas mehr Feingefühl hätte anbringen können.

Jetzt, sieben Wochen später, hatte die zweijährige Vivienne keine Ahnung, dass die sterblichen Überreste ihres Vaters in einer schlichten Kiefernkiste lagen, die vor der Kirche stand. Sie hatte keine Ahnung, dass er überhaupt tot war. Aber ihre sechsjährige Schwester Sofie war alt genug, um es zu verstehen. Als sich Ruth neben ihr in den Sand gesetzt und ihr erklärt hatte, was passiert war, hatte Sofie nicht geweint oder sich auch nur so verhalten, als hätte sie ihre Worte gehört. Sie hatte lediglich ein kleines Stück Treibholz genommen und ins Meer geworfen, woraufhin ihr Hund, Zeus, in die Brandung gelaufen war, um das Holz zu holen. Aber seit jenem Moment hatte Sofie nicht mehr gelacht, gespielt oder etwas anderes als tonlose, einsilbige Antworten von

sich gegeben, und diese kreisten alle um die grundlegenden Fragen – »Hast du Hunger? Durst? Willst du dich schlafen legen?« –, die Ruth stellte und auf die Sofie widerstrebend antwortete.

Deshalb war Ruth nicht bereit, Sofie einfach hier sitzen zu lassen und zuzusehen, wie sie ihre Nagelhaut abbiss, während ihre braunen Augen alles verfolgten, als versuche sie zu begreifen, warum die Beerdigung ihres Vaters so viel Ähnlichkeit mit der Bestattung ihres irischen Großvaters hatte: Alle waren schwarz gekleidet und saßen in einer fremden Kirche, in der nur wenige der Anwesenden weinten, aber die meisten aussahen, als wollten sie weinen. Um sie abzulenken, kramte Ruth in der Tasche zwischen den Brezeln, Keksen und Knabbereien, die sie bei ihren stundenlangen Flügen gestern gesammelt hatten. Sie hatte auch Windelhöschen und Wischtücher, ein Malbuch, Buntstifte und Ersatzkleidung eingepackt, falls die kleine Vi bei dem Chaos der letzten Tage (besser gesagt Wochen und Monate) vergessen sollte, dass sie auf die Toilette gehen musste.

Ruth hätte nie damit gerechnet, dass sie bei der Beerdigung ihres Mannes eine Wickeltasche bräuchte, aber in ihren dreißig Lebensjahren hatte sie vieles erlebt, womit sie nie gerechnet hätte.

Ruth zog den Reißverschluss an der Seitentasche auf und holte ihr Smartphone heraus. Sie stellte den Ton ab und tippte auf die YouTube-App, damit sich Sofie eine Folge von *PAW Patrol – Helfer auf vier Pfoten* ansehen konnte. Doch dann fiel ihr ein, dass sie hier kein Netz hatte. In dieser mennonitischen Gemeinde in Wisconsin war das Internet sehr schwach. Es gab kaum fließendes Wasser. Gestern war Ruth spätabends, nachdem sich die Mädchen endlich so weit beruhigt hatten und eingeschlafen waren, unter den verkalkten Duschkopf im Bauernhaus getreten, den Tränen nahe. Die Dusche war der einzige Ort, an dem sie sich so sicher fühlte, dass sie ihre Gefühle zulassen konnte. Dabei hatte sie jedoch entdeckt, dass das Wasser nur lauwarm und spärlich aus dem Duschkopf rieselte. Das Geräusch des Wassers würde

ihr Schluchzen nicht übertönen können; deshalb hatte sie ihre Tränen zurückgehalten, bis ihr die Brust wehgetan hatte.

Ruth öffnete die Fotogalerie und reichte Sofie das Handy, damit sie sich die Bilder ansehen konnte, bis die Beerdigung zu Ende war. Mabel warf einen Blick herüber, während der kleine Zeigefinger ihrer Enkelin geschickt über die Bilder wanderte und auf das entsprechende Symbol tippte, um die kurzen Videoclips zu starten, die eingestreut waren. Ruth war sich nicht sicher, ob ihre Schwiegermutter das billigte, aber das war ihr im Moment egal. Ruth wollte ihren Mann nicht in Wisconsin beerdigen. Deshalb hatte sie sowieso eine Abneigung gegen dieses Land und die Verwandtschaft, die so zahlreich war, dass sie nicht das Gefühl hatte, ihre einzelne Stimme hätte irgendein Gewicht. Sie hätte Chandler lieber in Irland begraben, wo ihn die Mädchen und sie jeden Tag besuchen könnten. Aber war das alte Steinhaus ihrer Eltern wirklich ihr Zuhause?

Der überraschend junge Bischof las auf Deutsch aus den Psalmen: *»Der Herr ist meine Stärke und mein Schild; auf ihn hofft mein Herz, und mir ist geholfen.«*

Der Trauergottesdienst wurde auf Deutsch und Englisch gehalten. Ruth vermutete, dass die englische Übersetzung hauptsächlich ihr zuliebe erfolgte, da sie zu den wenigen Nichtmenoniten in der Trauergemeinde gehörte. Aber das wäre nicht nötig gewesen. Ruth konnte die nächsten Stunden – und auch Tage – nur überleben, wenn sie alles aussperrte. Sonst bekäme der Schild, mit dem sie sich abzuschirmen versuchte, Risse, und sie bezweifelte, dass sie sich dann wieder fangen könnte.

Ruth warf einen Blick auf ihr Fitnessarmband und stellte fest, dass zwei Stunden vergangen waren, seit sie mit ihren Kindern in die Kirche gekommen war. Ihre Strumpfhose juckte und ihre Augenlider wurden schwer, was sofort starke Schuldgefühle auslöste.

Wie konnte sie bei der Beerdigung ihres Mannes nur mit dem Schlaf ringen? Aber sie wusste, dass dieser Kampf von akuter Erschöpfung herrührte und davon, dass sie sich im letzten halben

Jahr nur sehr selten erlaubt hatte, ruhig zu sitzen. Ruhe bedeutete, dass etwas nicht erledigt wurde, und die Konzentration auf das, was zu erledigen war, bewahrte sie davor, zu viel Zeit mit Nachdenken zu verbringen.

Plötzlich wurde die monotone Stille unterbrochen und Ruth hörte die Stimme ihres toten Mannes: eine akustische Erscheinung. »Hey, meine zwei Süßen«, sagte er. »Ich hoffe, ihr seid brav und gehorcht eurer Mama. Es ist ein heißer Tag und ...« Ruth war so verblüfft, dass sie einen Moment brauchte, um zu begreifen, dass Chandlers Stimme nicht in ihrem Kopf ertönte, sondern aus ihrem Handy kam. Mit trockenem Mund blickte sie auf den Schoß ihrer Tochter. Auf dem Display schaute ihr Chandlers bekanntes Gesicht entgegen. Ruth wollte das Smartphone nehmen, aber Sofie hob mit funkelnden Augen den Kopf und entriss es ihr wieder. Chandlers einfache Nachricht war weiterhin zu hören, klang aber nun unheimlich, wie aus einer anderen Sphäre: »Ich freue mich darauf, euch wiederzusehen. Es wird nicht mehr lange dauern.«

Endlich gelang es Ruth, Sofie das Handy abzunehmen, und Sofie schrie: »*Nein!*«

Ihre Stimme hallte genauso von den getünchten Kirchenwänden wider wie zuvor – als Ruth und ihre Töchter an den Särgen vorbeigegangen waren – das a cappella gesungene Lied »The City of Light«.

Ruths Wangen brannten vor Beschämung und Trauer.

Chandlers Gesicht starrte ihr von ihrem Handydisplay entgegen: sein dunkler Bart, seine dunkle Haut, seine dunklen Augen. Mit seinem Aussehen hatte er weder aus der kolumbianischen noch aus der afghanischen Kultur herausgestochen. Seinen Teint hatte er definitiv von Mabel geerbt, die eher aussah, als stamme sie von Indianern als von Mennoniten ab, die doch zum größten Teil, wie Ruth wusste, aus Deutschland oder der Schweiz gekommen waren.

Ich vermisse dich, dachte Ruth und diese Erkenntnis über-

raschte sie genauso sehr wie die Stimme ihres toten Mannes, die aus ihrem Smartphone ertönte.

Wie konnte sie einen Mann vermissen, der so lange von ihr fort gewesen war? Ja, die räumliche Trennung machte das Herz weicher, doch andererseits wurde der Schild des Selbstschutzes nach einer Weile dicker und das Herz gab seine Zuneigung und Liebe auf, um durchzuhalten, um zu überleben. Ruth hatte das Gefühl, dass sie ihren verstorbenen Mann in vier von ihren fünf Ehejahren nicht wirklich vermisst hatte. Manchmal, wenn sie Chandler am meisten vermisst hatte, hatte er sogar im selben Zimmer gegessen.



Sechs Jahre vorher

7. Juni 2012

*Lieber Chandler,
heute bekam ich deinen Brief und wollte sofort in ein Flugzeug steigen und Sofie selbst adoptieren, aber meine Eltern behaupten eisern, dass ich weder reif noch finanziell abgesichert genug sei, um so etwas in Erwägung zu ziehen. Bist du irgendwann wieder bei deinen Eltern eingezogen, nachdem du viele Jahre allein (oder wenigstens in einem Studentenwohnheim) gelebt hattest? Es ist nicht leicht, und da ich ihr einziges Kind bin – das sie wie Abraham und Sara bekamen, als sie schon nicht mehr damit rechneten –, stelle ich fest, dass sie mich noch mehr beschützen wollen.*

Ich rebelliere schon fast mein ganzes Leben lang gegen diesen Schutz. Das ist einer der Gründe, warum es mich nach dem Studium so sehr zu Children's Haven hingezogen hat. Allein schon bei Bogotás Verbrechensrate sind meine Eltern vor Angst fast erstarrt. Sie erklärten mir gemeinsam: »Ruth! Sei doch nicht so begriffsstutzig! Dort wird man dich binnen weniger Tage ent-

führen!« (Und, ja, meine Eltern, die Professoren für Sprache sind, gebrauchen immer noch Wörter wie begriffsstutzig und binnen.)

Doch dann stellte ich zu meiner Überraschung fest, dass Kolumbien schön ist: das gemäßigte Klima der Berge; die Mädchen in ihren ordentlichen Schuluniformen, wie sie mit Schleifen in den Haaren und weißen Kniestrümpfen zum Faltenrock den sonnenbeschienenen Hof überqueren; das gute Gefühl, das sich regte, als ich begriff, dass ich im Leben von Waisenkindern etwas Positives bewirken kann.

Ich werde nie den Tag vergessen, an dem die Mitarbeiter einen Ausflug nach Guatavita unternahmen und ich plötzlich das rote Seidentuch kaufen wollte, das ich am Verkaufsstand eines Straßenhändlers entdeckt hatte. Ihr anderen seid schon in den Bus gestiegen, aber ich habe mich umgedreht und bin schnell durch die Menge zurückgelaufen, während die Pesos im gestrickten Beutel an meiner Hüfte klimperten, und ahnte nicht, dass du mir gefolgt bist.

Wir müssen einen interessanten Anblick geboten haben, als du dich durch das Gedränge geschoben und so ausgesehen hast, als wärst du einer von ihnen, während ich augenscheinlich nicht zu ihnen gehörte. Ich habe das Tuch von der alten Frau mit dem faltigen Gesicht gekauft und als ich den Blick hob, sah ich dich: Du hattest die Hände auf die Knie gestützt und hast um Luft gerungen. Bitte entschuldige, dass ich einfach so weggelaufen bin, aber es hat sich gelohnt, wenigstens was mich betrifft. Dieses rote Seidentuch liebe ich immer noch.

Liebe Grüße,

Ruth



Elam erwachte vor Sonnenaufgang und verließ sein Haus, um auf die Felder zu gehen. Der Torfgeruch des Cranberryfelds breitete

sich um ihn herum aus. Er dachte an die vielen Blätter, die von den Weißbirken gefallen und durch die Sandschichten nach unten gesunken waren. Der sedimentartige Boden erinnerte ihn an die Beerdigung letzte Woche und machte ihm bewusst, dass er nur noch sein halbes Leben zur Verfügung hatte, um Spuren zu hinterlassen, bevor auch er wie ein totes Blatt auf die Erde fiel. Aber Elam war heute nicht melancholisch. Im Gegenteil, er war weit davon entfernt. Er liebte den Beginn der Erntezeit, wenn sein normalerweise vorhersehbares – und, um ehrlich zu sein, ziemlich monotones – Leben sich in einen von Adrenalin getriebenen Wettlauf gegen die Zeit verwandelte.

Der Nebel breitete sich wie ein undurchsichtiger Teppich über dem Land aus. Diese sanfte Verwandlung war Elams Lieblingsmoment an jedem Morgen, wenn alles ruhig war und er nichts sagen oder tun musste. Elam schlenderte am Rand des Feldes entlang und kontrollierte die reifen roten Früchte, die wie ein Schatz unter den Pflanzen verborgen waren. Er kniete nieder und nahm ein paar in die Hand. Der feuchte Tau legte sich in Tropfen auf seinen verstümmelten Finger. Cranberrys, diese winzigen Beeren, hatten den größten Teil seiner 39 Lebensjahre beherrscht.

Wenn er alle trocken ernten würde wie letztes Jahr, müsste er noch mindestens einen Monat warten – und dann mit dem Pflücker durch die Felder gehen und mühsam die vielen Pfund Beeren sammeln, um sie dann an regionale Lebensmittelgeschäfte und Märkte zu verkaufen. Aber der neue Vertrag der *Driftless Valley Farm* mit *Ocean Spray* erlaubte ihm, sie mit Wasser zu ernten. Die Cranberrys mussten nicht perfekt sein, da sie zu Saft, Gelee und Soßen verarbeitet wurden. In zwei Tagen würde Elam Wasser aus dem See und den Kanälen auf die Felder pumpen, bis es 30 cm hoch stand. Sein Vater hatte die Felder so gebaut, dass sie das Wasser aufnahmen, ohne dabei zerstört zu werden, aber bei jeder Ernte staunte Elam aufs Neue, dass die zarten Pflanzen überlebten.

Elam und Tim waren um acht Uhr beim Pumpenhaus verab-

redet. Elam betrachtete den schmalen Streifen am Horizont und schätzte, dass ihm noch eine Stunde blieb, bis es wirklich hell war. Er marschierte über das Feld zurück, wobei sein viel zu früh ergrautes Haar über seinen Hemdkragen strich. Aus den Küchenfenstern fiel Licht. Mit seiner leeren Kaffeetasse in der Hand ging er darauf zu. Er stieg die Stufen hinauf und sah Ruth am Tisch sitzen und in die morgendliche Dunkelheit hinausstarren.

Mit seinem rechten Stiefel auf der dritten Stufe hielt Elam inne und war sich nicht sicher, ob er einfach draußen bleiben sollte, bis entweder Mabel aufwachte oder es Zeit war, Tim zu treffen. Aber im Licht der Petroleumlampe sah er Ruths müde herabhängende Schultern und die dunklen Ringe unter ihren Augen.

Genauso wenig wie Elam schweigen konnte, auch wenn ihn das Sprechen viel Überwindung kostete, konnte er hier draußen bleiben, während in seiner Küche ein Familienmitglied saß, das so verzweifelt wirkte.

Elams Herz hämmerte und sein Mund wurde trocken, als er in sein eigenes Haus trat. Er fühlte sich so fehl am Platz, seit andere Menschen in seine Privatsphäre eingedrungen waren, und doch war ihm bewusst, dass sich Ruth noch schlechter fühlen musste. Sie blickte nicht auf. Er stand am Eingang, verkrampte die Hand um seine Kaffeetasse und senkte den Blick auf seine Schuhe, als ihm plötzlich einfiel, dass Ruth den Fußboden gestern Abend nach dem Essen auf Händen und Knien sauber geschrubbt hatte. Schnell stellte er die Tasse auf den Arbeitstisch, um sich dann zu bücken und seine Schnürsenkel zu lösen.

Das Geräusch der Steinguttasse auf dem Metall, das den Tisch überzog – auf dem Elams verstorbene Mutter, Marta, früher ihre Kuchenteige ausgerollt hatte –, schien Ruth aus ihren Gedanken zu reißen.

»Guten Morgen«, sagt sie. Ihre Stimme klang rau.

Elam nickte. »Guten Morgen.«

Er schälte sich aus seinen Stiefeln, nahm seine Tasse und stapfte in Socken durch die Küche. Marta würde sich wahrscheinlich

im Grab umdrehen, wenn sie Ruths riesigen weißen Hund sehen könnte, der unter ihrem Tisch schnarchte. Aber Ruths sechsjährige Tochter Sofie hatte das Haus erst betreten, als der Hund mitgekommen war. Dann hatte sie stundenlang den Arm um die zerzauste Mähne des Hundes gelegt und Elam unter ihrem Pony hervor finster angesehen, als sollte er es ja nicht wagen, ihr ihre lebende Schutzdecke wegzunehmen.

Deshalb hatte er aus offensichtlichen Gründen nicht vorgeschlagen, dass der Hund besser in der Scheune bleiben solle.

Während Elam seine Kaffeetasse nachfüllte, warf er einen Blick auf den Herd und sah eine Pfanne mit Bratkartoffeln und Eiern. Die aufgeschlagenen braunen Eierschalen lagen in einem Haufen neben der gusseisernen Pfanne. Die metallenen Salz- und Pfefferstreuer standen daneben; einige Körner waren auf dem Fleischerblock verteilt.

Ruth sagte: »Entschuldige. Ich wollte gerade sauber machen, aber ... ich bekam einen Anruf.«

»Kein Problem«, sagte Elam sanft. »Ich ... ich bin froh, dass du dich wie zu Hause fühlst.«

»Es ist auch genug für dich da, wenn du möchtest.«

Elam zögerte. »Was ist mit deinen Mädchen?«

Sie lächelte schwach. »Sie mögen keine Eier.«

Er drehte sich zu ihr um. Der Tisch war bis auf ihr Handy leer. Ruth hatte den Kopf vorgebeugt und ihr gewelltes Haar fiel nach vorne, sodass er die Wirbel am Nacken deutlich heraustreten sah. Ruth war zu dünn. »Hast du schon gegessen?«, fragte er.

Ruth schüttelte den Kopf. »Fang ruhig an.«

Elam hielt es jedoch nicht für richtig, einer so traurigen Frau gegenüberzusitzen und alleine das Essen zu verdrücken, das sie zubereitet hatte. Er nahm zwei Teller aus dem Küchenschrank und stellte sie auf die Arbeitsplatte. Mit der Bratschaufel beförderte er auf jeden Teller eine Portion Eier und Kartoffeln. Dann nahm er die Teller mit zum Tisch und rang mit sich, auf welchen Stuhl er sich setzen sollte. Ruth gegenüber Platz zu nehmen, er-

schien ihm zu persönlich. Sich ans andere Tischende zu setzen, erschien ihm zu distanziert. Die meisten Menschen würden sich über so etwas keine Gedanken machen, aber die meisten Menschen waren nicht wie Elam Albrecht, der bei zwischenmenschlichen Interaktionen alles genau durchdachte. Nach kurzem Überlegen entschied er sich, sich Ruth gegenüber an den Tisch zu setzen, aber einen Stuhl weiter, damit sie ihn nicht direkt mit ihren beunruhigenden Augen ansehen konnte. Sein Fuß streifte den Hund. Nachdem er seinen Stuhl zurückgezogen hatte, schob er Ruth einen der beiden Teller hin.

Ruth blickte zu ihm auf und wirkte überrascht. »Danke«, sagte sie.

Er antwortete nicht, sondern senkte nur kurz den Kopf zum stummen Tischgebet und begann, sein Essen in sich hineinzuschaukeln. Er hatte seinen Kaffee auf der Arbeitsplatte vergessen, wollte ihn aber nicht holen, um seinen kräftigen Körper nicht wieder zwischen dem Tisch und der Wand durchzwängen zu müssen. Er hatte bisher nie auf dieser Tischseite gesessen und deshalb auch nie gemerkt, dass hier nicht viel Platz war.

Der Hund schnarchte. Der Wasserhahn tropfte. Elams Herz hämmerte. Er hatte sein ganzes Leben lang an diesem Tisch gesessen, aber jetzt hatte er keine Ahnung, was er mit seinen Händen tun sollte. Er verkrampfte die Hand um die Gabel. »Du ... du ...«

Ruth blickte ihn an und schaute dann höflich wieder weg, als sie Elams gerötetes Gesicht bemerkte, während er darauf wartete, dass die Worte kommen würden. Es war kein Stottern, das ihm das Reden schwer machte. Manchmal dachte er, das wäre besser. Denn dann würde derjenige, der ihm zuhörte, wissen, dass noch mehr Worte folgten, und könnte geduldig warten, bis er sie über die Lippen brachte. Aber seine Worte schienen irgendwo zwischen seinem Hirn und seinem Mund stecken zu bleiben. Als er ein Junge gewesen war, hatte Miss Romaine – die ältere Bibliothekarin, die seine heimliche Klavierlehrerin geworden war – gesagt, sein Stimmkasten sei nur zugesperrt und die Musik sei der

Schlüssel, um die Worte herauszubringen. Aber Elam war lange nicht mehr in der Blockhütte gewesen und hatte fast vergessen, durch die glatten schwarzen und weißen Tasten zu sprechen.

»Du hast einen Anruf bekommen?« So. Er hatte es gesagt. Ohne zu stocken.

Aber Ruths Mund verzog sich zu einer schmalen Linie und er befürchtete, er könnte seine Grenzen überschritten haben. Einige Sekunden verstrichen. Sie schüttelte den Kopf und sagte: »Ja. Ich habe einen Anruf bekommen. Meine Mutter hat angerufen.« Sie starrte auf den Teller mit dem Essen, das sie nicht angerührt hatte, und atmete schwer aus. »Sie hat einen Käufer für Greystones.«

Elam kaute zu Ende und hielt seine Gabel über seinem Teller. Als Ruth nicht weitersprach, schluckte er und fragte: »Was ist Greystones?«

»Meine Eltern haben ihr Haus nach der Stadt benannt, in der ich aufgewachsen bin. Greystones, weil sie aus grauen Steinen erbaut ist. Wirklich kreativ, nicht wahr?« Sie stocherte mit der Gabel in dem Ei. »Meine Mutter hat mir nicht einmal erzählt, dass sie es zum Verkauf angeboten hat. Ich hätte es aber wissen müssen«, sagte sie. »Sie hat schon bald nach dem Tod meines Vaters seine Sachen eingepackt.«

»Wo wird deine Mutter ...?«

»Wohnen? Das weiß ich nicht genau. Wahrscheinlich kauft sie sich ein kleines Haus in der Stadt. Das ist sinnvoll, ich weiß. Sie ist 75, und Greystones erfordert viel Arbeit. Aber ich dachte immer, dass ich wieder nach Hause kommen könnte.«

Elam schaute sie über den Tisch hinweg an. Manchmal träumte er davon, aus seinem Elternhaus auszuziehen. Die Vertrautheit hatte Vorteile, das wusste er, und trotzdem ertappte er sich oft dabei, dass er unzufrieden war, weil er nie solche Lebenserfahrungen gemacht hatte oder Risiken eingegangen war wie sein Cousin. Er wollte nicht in demselben Haus sterben, in dem er zur Welt gekommen war. »Könntet ihr, du und die Mädchen, bei deiner Mutter einziehen?«

Ruth lachte. Ihrem Lachen fehlte jedoch jeglicher Humor. »Meine Mutter ist keine typische Oma. Meine Mädchen sind ihr zu viel. Bevor wir hierherkamen, haben wir ein halbes Jahr bei ihr gewohnt. Das lief nicht gut.«

»Aber du willst trotzdem wieder zu ihr ziehen?«

Ruth blickte auf ihre sommersprossigen Hände hinab. Sie drehte den zu weiten Ehering an ihrem Finger und der Smaragd warf quadratische Prismen an die Wand. »Ehrlich gesagt weiß ich nicht, was ich tun werde. Mein Zuhause ist nicht mehr in Irland, und hier war ich auch nie zu Hause.«

Sie wirkte so zerbrechlich, während sie an seinem Tisch saß und das erste Tageslicht durch den vergilbten Vorhang auf ihr Gesicht fiel. Elam schaute sie an und es tat ihm weh, dass sie und ihre Kinder diese tiefe Trauer durchlitten, die er selbst so gut kannte. Letztes Weihnachten hatte er an diesem Küchentisch gegessen und sein Standardessen aus Steak und Eiern gegessen und das Familienbild betrachtet, das Chandler seinem jährlichen Rundbrief beigelegt hatte. Er hatte seinen Cousin um seine schöne Frau und seine Töchter beneidet, da er selbst keine Familie hatte. Jetzt war Chandler tot. Und seine Frau und seine Töchter waren allein und fast mittellos, wenn das, was ihm Mabel anvertraut hatte, stimmte.

Elam stufte sich in vielen Bereichen nicht als gewandt ein, besonders nicht, was Herzensangelegenheiten betraf, aber er wünschte, er könnte mehr sagen. Er *sehnte* sich danach, mehr sagen zu können, etwa dass Chandler Ruth aus tiefstem Herzen geliebt hatte. Aber sie wusste bestimmt, dass Elam und Chandler in den letzten Jahren nicht sehr oft miteinander gesprochen hatten, und er wollte sie nicht mit abgedroschenen Floskeln abspeisen, die sie wahrscheinlich im Überfluss von Leuten hörte, die es zwar gut meinten, aber mit Trauer nicht umgehen konnten. Er selbst hatte Erfahrung mit Trauer und wusste: Trauer ließ sich am besten schweigend ertragen.

Elam stand auf, zwängte sich zwischen dem Tisch, den Stüh-

len und der Wand durch und nahm eine Tasse aus dem Schrank. Die Kaffeekanne war noch warm. Er brachte Ruth eine Tasse und ging dann zum petroleumbetriebenen Kühlschrank, um einen kleinen Behälter mit halbfetter Vanillesahne zu holen. Er schnupperte daran, um zu kontrollieren, ob sie noch gut war. Seine Schwester Laurie hatte ihm die Sahne vor einiger Zeit gekauft. Vom »männlichen Inhalt« seiner Speisekammer und seines Kühlschranks entsetzt, hatte sie einen Fahrer bestellt und sich in die Stadt fahren lassen, um ihren Bruder mit Dingen auszustatten, die sie als lebensnotwendig erachtete. Er selbst machte sich nichts aus Milch im Kaffee. Er stellte die Sahne vor Ruth ab und holte dann den kleinen Tontopf mit dem Holzlöffel. Er machte sich schon Sorgen, dass er sich wie Laurie benahm, die versuchte, den Schmerz des Lebens mit heißen Getränken und Essen zu lindern. Doch dann hob Ruth den Blick – Tränen glänzten in ihren Augen – und lächelte. »Danke, Elam«, sagte sie. »Du bist sehr nett.«



22. Juni 2012

*Liebe Ruth,
entschuldige, dass ich erst jetzt antworte. Children's Haven hat eine neue Fahrt in die Berge unternommen, wo wir drei weitere verlassene Säuglinge entdeckten, die genauso dehydriert und unterernährt waren wie Sofie. Auch wenn ihre Lungen vom Holzrauch und der schlechten Belüftung weniger stark angegriffen sind, arbeite ich buchstäblich rund um die Uhr, damit sie überleben. Inzwischen geht es ihnen besser – das ist natürlich eine große Erleichterung – und so sitze ich hier in meiner Arztkleidung, trinke reinsten kolumbianischen Kaffee und schreibe dir.*

Bei der Erinnerung an jenen Tag in Guatavita muss ich immer noch lächeln. Janice hatte mir von Gerüchten berichtet, dass es

Guerrilla-Aktivitäten gibt, und ich hatte Angst, dass du wegen deiner hellen Haut und deines roten Haars gekidnappt werden könntest. Heute weiß ich, dass du dich wacker geschlagen hättest, und ich bin froh, dass du dieses Tuch gekauft hast. Ich habe gesehen, dass du es bei deiner Abschlussfeier getragen hast. Das Risiko hat sich also gelohnt.

Zum Thema »Wohnen bei den Eltern«: Ich habe nicht mehr bei meinen Eltern gewohnt, seit ich mit 18 Jahren zum Studium ausgezogen bin. Nach zehn Jahren kann ich mir nicht vorstellen, wieder bei ihnen einzuziehen. Meine Eltern, Chandler senior und Mabel, sind Mennoniten der neuen Ordnung. Ich bin mir nicht sicher, wie vertraut du mit der Täuferbewegung bist, da es in Irland nicht so viele Gemeinden gibt wie in den Staaten, aber meine Eltern gehören nicht zur alten Ordnung, die mit Pferd und Einspänner fahren. Sie fahren Auto und haben Strom im Haus, aber meine Mutter trägt trotzdem schlichte Kleider und eine Gebetshaube. Ich bin der Einzige in meiner Familie, der nicht nach dem mennonitischen Glauben lebt, aber ich respektiere ihn.

Mein Vater und ich stehen uns sehr nahe. Er ist bereits als Arzt bei Ärzten ohne Grenzen, solange ich denken kann, und er ist der Grund, warum ich beschlossen habe, nach meinem Medizinstudium hierherzukommen. Ich hoffe, dass wir eines Tages Seite an Seite arbeiten können. Aber das ist Zukunftsmusik. Jetzt höre ich, wie die Lehrer die Kinder in den Hof holen. Janice hat mir neulich ein weiteres Gerücht erzählt – das nicht weniger gefährlich ist als die Guerrilla-Aktivitäten: Zum Abendessen soll es wieder Marshmallows und Krautsalat geben. Mir ist aufgefallen, dass du jedes Mal, wenn es das gibt, zum Ende des Tisches blickst, bis ich mir deinen Teller hole und alles aufesse. Koch José ist für dein sensibles Verhalten bestimmt dankbar.

Dein Freund

Chandler

Ruth musste unbedingt wieder laufen. Als die Mädchen klein gewesen waren und es zu gefährlich geworden war, allein auf den Straßen von Bogotá unterwegs zu sein, war sie gezwungen gewesen, das Joggen aufzugeben. Sie erinnerte sich noch gut an die Läufe, die sie früher samstagsmorgens mit ihrem Vater unternommen hatte: an ihre rhythmischen Atemzüge, die sich an die Bewegungen des Meeres angeglichen hatten; an den wachsenden Schmerz, der dem Glücksgefühl gefolgt war, wenn sie ihre Belastungsgrenze überschritten hatte; an ihre brennende Lunge und ihre schmerzenden Gelenke, die einer Urkraft nachgaben, die ihren Körper vorantrieb, so schnell er konnte.

In letzter Zeit erlebte sie die gleiche Urkraft, die sie zur Flucht drängte, wenn sie stillstand.

Ruth blickte zu Sofie hinüber, die neben ihr im Bett schlief. Ihr schwarzes Haar war vom Schwitzen gelockt, und sie hatte die Decke abgestrampelt, obwohl es im ersten Stock des zugigen Bauernhauses höchstens 15 Grad hatte. Vi schlief in dem Kinderbett, das Elam für sie aufgestellt hatte. Kinder konnten überall schlafen.

Ruth wünschte, sie könnte ihre Umgebung genauso leicht ausblenden.

Sie schwang die Beine über die Bettkante und trat fast auf Zeus, den großen Pyrenäenberghund, der nach dem Tod ihres Vaters dummerweise Ruth als seine neue Herrin auserkoren hatte. Sie trat um ihn herum und ging zu ihrem Koffer. Mabel hatte gesagt, dass sie sich wie zu Hause fühlen solle, aber aus dem Koffer zu leben war für Ruth genauso normal, wie ihre Kleidung in eine Schublade zu räumen. Sie zog eine Vliesjacke und Nylonshorts über die Thermounterwäsche an, die sie im Bett getragen hatte. Sie fand ihre Sportschuhe und schnürte sie zu. Mit hochgebundenem Haarknoten schlich sie durch den Flur zu Mabels Zimmer. Sie klopfte leise und hörte ein gedämpftes Brummen. Unsicher,

ob dies eine Einladung war oder ein dezenter Hinweis, dass sie wieder verschwinden solle, zögerte sie einen Moment. Ruth wollte sich schon umdrehen und wieder gehen, als die Tür aufging. Mabel stand vor ihr. Ihr dichtes schwarzes Haar – ohne eine einzige silberne Strähne – hing über ihr Nachthemd herab.

Mabel zog ihr Nachthemd züchtig um ihren Hals zusammen, obwohl es genauso viel von ihrer Figur verriet wie ein Kartoffelsack. »Ist alles in Ordnung?«, fragte sie. Ihre Zunge war vom Schlafen noch ganz schwer.

»Oh, ja«, antwortete Ruth. »Entschuldige. Ich dachte, du wärst schon auf.«

Mabel winkte ab. »Kein Problem. Ich kann zurzeit nur nicht gut einschlafen.«

»Ich auch nicht.« Ruth schwieg einen Moment. »Macht es dir etwas aus, wenn ich eine Runde laufe? Die Mädchen dürften noch eine Stunde schlafen.«

»Gerne. Das macht mir absolut nichts aus.« Doch dann wanderten Mabels dunkle Augen – die so viel Ähnlichkeit mit Chandlers Augen hatten – über Ruths Kleidung. »Willst du so aus dem Haus gehen?«

Ruth blickte auf ihre Leggings hinab. »Ist das unangebracht?«

Mabel überlege. »Nein«, sagte sie schließlich. »Aber warum willst du *laufen*?«

Ruth verzog die Lippen. »Um Stress abzubauen.«

»Es stresst dich, hier zu sein?«

Ruth senkte den Blick. »Ich wäre überall gestresst.«

»Ich bin trotzdem froh, dass du nicht allein bist.«

Ruth hob wieder den Kopf und die müden Augen der beiden Frauen blickten einander an. Sie waren durch das Gesetz und die Liebe miteinander verbunden, und doch wussten sie so wenig übereinander, dass sie Fremde sein könnten. »Darüber bin ich auch froh«, sagte Ruth. Sie unterließ es jedoch, ihr zu erklären, dass sie sich, obwohl sie hier war, trotzdem allein fühlte.

Kapitel 2

Ruth drückte die Hände flach auf den Boden – das gefrorene Gras war stachelig und glitzerte – und spürte diese neue Welt, die sich um sie drehte. Sie zog ihren rechten Fuß zu ihrer Wirbelsäule hoch und beugte sich vor, um ihre Unterschenkelmuskeln zu dehnen. Dann wiederholte sie das Gleiche mit ihrem linken Bein. Sie streckte die Arme aus und rollte den Hals, um die Verspannungen aus ihrem Körper zu vertreiben. Das Rad der Windmühle knarrte. Die Vögel waren erwacht und zwitscherten einander im Wald zu. Hier draußen war es leichter zu atmen und zu denken.

Es kam ihr vor, als hätte sie seit dem Tod ihres Vaters nicht mehr tief durchgeatmet.

Ruth wusste, dass sie zuerst lieber ein Stück gehen sollte, um ihre untrainierten Muskeln wieder ans Laufen zu gewöhnen, aber ihr Geist verlangte nach mehr Bewegung. Sie lief langsam los. Der kühle Septemberwind, der an ihren Ohren vorbeirauschte, trug den ersten Herbstgeruch in sich und noch einen anderen Geruch, nach Erde und Feuchtigkeit. Der Mond stand noch hoch und rund am Himmel, obwohl sich die Morgendämmerung am östlichen Horizont immer weiter ausbreitete. Aus der Scheune schlich eine Katze. Ruth kniff die Augen zusammen und sah ein neugeborenes Kätzchen aus ihrem Maul baumeln. Das Fell der Mutterkatze war glanzlos, ihre Seiten waren durch Unterernährung ganz eingefallen. Trotzdem setzte sie ihre ganze Energie, mit der sie eigentlich sparsam umgehen sollte, ein, um ihre Jungen an einen geschützteren Ort zu bringen. Um ihre Kleinen zu beschützen. Ruth konnte dieses Bedürfnis sehr gut nachempfinden.

Ruth wusste nicht, wie sie sich und ihre Töchter finanziell versorgen sollte. Sie hatte einen Doppelabschluss in Englisch und

Kunst gemacht, statt nach dem Wunsch ihrer Eltern Lehramt zu studieren, was ihr eine berufliche Zukunft gesichert hätte. Sie war in beiden Fachgebieten aufgeblüht und hatte schon damals, während sie mit ihren Kommilitonen bei einem denkwürdigen Essen in der Cafeteria über neoklassische Literatur diskutiert hatte, gewusst, dass jene Jahre die besten ihres Lebens gewesen waren. Aber was konnte sie aus diesen Jahren vorweisen? Sie schrieb nicht und sie malte nicht. Sich Zeit für sich selbst zu nehmen, erschien ihr angesichts der grenzenlosen Bedürfnisse ihrer Töchter unmöglich, ja, sogar fahrlässig. Die Bedürfnisse der Mädchen waren möglicherweise sogar noch stärker, da Ruth oft gezwungen war, die Rollen beider Elternteile auszufüllen.

Sie lief weiter, vorbei an den dunklen Kanälen, die neben den zahlreichen Cranberryfeldern angelegt waren. Die Sterne verblassten, da der Horizont immer heller wurde. Ohne das Laufen zu unterbrechen, zog sie den Vliespullover über ihren Kopf und band ihn um ihren Bauch. Als sie zum See kam, blieb sie am Ufer stehen und entdeckte, wenn ihre Augen sie nicht täuschten, in der Ferne einen Lichtschein neben einem kleinen Haus.

Ruth warf einen Blick auf ihr Fitnessarmband. Ihr blieb noch eine knappe Stunde, bis ihre Mädchen aufwachten. Sie ging auf den Lichtschein zu und entdeckte eine von Elams *Clydesdales*, den kraftvolles Kaltblutpferden, das an den unteren Ast eines Baumes gebunden war. Ruth blieb stehen, da sie diese Zeit, die sie für sich allein hatte, nicht aufgeben wollte, aber sie fürchtete, Elam habe sie gesehen und würde sich fragen, warum sie sich wieder abwandte.

Sie fand ihn in dem Pumpenhaus, wo er über ein verrostetes Gerät gebeugt war. »Guten Morgen«, sagte sie.

Elam zuckte so heftig zusammen, dass Ruth lächeln musste. »Oh, guten Morgen«, erwiderte er. »Ich habe dich nicht kommen hören.« Er sah sie nicht direkt an, sondern konzentrierte sich weiter auf seine Arbeit. Lag das an ihrer Kleidung oder an seiner Menschenscheu? Chandler hatte sie nie in die vielen Nuancen

der mennonitischen Kultur eingewiesen, da er es nie für nötig erachtet hatte, zu seinen Verwandten der alten Ordnung, die in Wisconsin lebten, zurückzukehren, wo die Unterschiede deutlich spürbar waren. Aber seit Ruth hier war, befürchtete sie, sich ständig irgendwie anstößig zu verhalten.

»Ich bin nur laufen gegangen und habe dein Licht gesehen. Ist alles in Ordnung?«

»Ich kriege es wieder hin«, antwortete er. »Ich muss die Pumpe reparieren, bevor wir mit der Ernte beginnen.«

»Wozu benutzt du sie? Zum Fluten der Felder?«

Er nickte. »Ich bin kein Mechaniker, aber ich sehe nicht ein, jemanden kommen zu lassen, nur um ein paar Schrauben anzuziehen.« Er legte seinen Schraubenschlüssel weg und kam zu ihr herüber. »Du bist Läuferin?«

Ruth zog ihren Vliespullover wieder an. Jetzt, da sie sich nicht mehr bewegte und vom Laufen verschwitzt war, begann sie zu frösteln. »Wahrscheinlich bin ich genauso wenig eine Läuferin wie du ein Mechaniker. Chandler ist früher mit mir gelaufen. In Kolumbien, als wir uns kennenlernten. Es machte ihn wahnsinnig, dass ich allein durch die Straßen lief.«

Elam legte den Kopf schief. »Ich hätte Chandler gar nicht als Sportler eingeschätzt.«

»Das ist er nicht«, lachte Ruth und erinnerte sich, wie Chandler das erste Mal in Sportshorts, T-Shirt und Sportschuhen, die alle auffallend neu ausgesehen hatten, in *Bethel House* die Treppe herabgekommen war. Bei dieser Erinnerung wurde ihr warm ums Herz, aber sie wusste, wenn sie diesen Erinnerungen zu viel Raum gäbe – wenn sie begreifen würde, dass sie in der Gegenwartsform an ihren Mann dachte und von ihm sprach –, hätte das eine negative Wirkung. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich ihn als sportlich bezeichnen würde. Ich denke, es war eher eine Taktik, um mit mir zusammen zu sein.«

»Ah«, sagte Elam. »Das klingt logisch.«

Elam und Ruth lächelten einander an. Sie wandte sich zum Ge-

hen. »Hey«, sagte er. Sie drehte sich um. »Im Ofen sind Kartoffeln und Eier, wenn du etwas magst.«

Sie nickte, winkte dankend und trat den Heimweg an, der von der aufgehenden Sonne beleuchtet wurde.



15. Juli 2012

Lieber Chandler,

es ist irgendwie seltsam, dass wir fast zwei Jahre als Mitarbeiter im Bethel House verbrachten, wo wir uns manchmal auf der Treppe begegneten oder die Essensreste teilten, die wir im Külschrank fanden, doch dann, sobald ich wegging ... Nun ja, sagen wir einfach, ich fände es sehr schön, wenn du mich in deinem Urlaub besuchen könntest. Aber ich muss dich warnen (ich wollte dich schon gestern Abend warnen, aber der beste Telefonempfang ist nun mal in der Küche, und meine Mutter räumte übertrieben eifrig ihre Besteckschublade auf, während ich mit dir telefonierte): Wenn du ankommst, wird sich meine Mutter die ersten drei Tage benehmen, als würdest du ihr furchtbare Unannehmlichkeiten bereiten. Sie murrst, weil sie den Tisch für eine Person mehr decken muss; über den vielen Strom, den du verbrauchst (selbst wenn du die ganze Zeit kein einziges Mal einen Schalter betätigst); die zusätzliche Wäsche, die sie waschen und zusammenlegen muss (selbst wenn du die ganze Woche dieselbe Kleidung trägst); dass du vergessen hättest, im Badezimmer das Fenster aufzumachen und sich jetzt im gesamten oberen Stockwerk schwarzer Schimmel ausbreitet. Bitte nimm das nicht persönlich.

Mich hat meine Mutter genauso behandelt, als ich wieder nach Hause zog, was mich – das sagt alles! – motivierte, mir sofort eine Mietwohnung in der Stadt zu suchen. Aber wie du weißt, kann man von ehrenamtlicher Arbeit keine Rechnungen bezahlen, und ich muss mein Studiendarlehen zurückzahlen. Deshalb

habe ich mich damit abgefunden, hier, zu Hause, zu wohnen, bis ich eine bessere Einnahmequelle gefunden habe, als bei Father Tom's zu kellnern. Das Positive ist, dass ich meinem Vater nahe bin, der mir versichert hat, dass ich eine glückliche Kindheit hatte. Er ist jetzt Rentner (genauso wie meine Mutter) und hantiert oft im Garten oder sitzt auf einer der Betonbänke am Ufer, wo er seine Pfeife raucht und mit seinem großen Pyrenäenberghund, Zeus, aufs Meer hinausschaut. Er ist das genaue Gegenteil meiner Mutter, trotzdem kommen sie miteinander aus. Ich möchte gern glauben, dass das Leben nur die Teile abgeschliffen hat, die sie früher kompatibel machten, und dass sie sich deshalb jetzt nicht mehr nahtlos zusammenfügen.

Trotzdem lieben sie sich immer noch. Das habe ich gestern Abend gesehen, bevor ich mit dir telefonierte. Meine Mutter (Cathleen) schrie durchs Fenster hinaus, dass er (Kiffin) nicht so viel Zeit damit vergeuden solle, mit dem Hund Fangen zu spielen, und lieber einen Salat als Beilage zum Abendessen machen solle. Er tat es. Er kam mit einem Korb, in dem er grünen Salat, Karotten in der Größe meiner kleinen Finger und Radieschen hatte. Er hatte alles draußen unter dem Wasserhahn gewaschen und stellte den Korb auf den Tisch. Sie wollte sich gerade beschweren, dass die Tischdecke nass werde, als er seine andere Hand hinter dem Rücken hervorzog und meiner Mutter einen Strauß roter Astern, die er beim Tor gepflückt hatte, hinhielt.

»Für Sie, meine Dame«, sagte er in seinem breiten irischen Akzent.

Meine Mutter trägt nie Make-up oder Schmuck, ihr gelocktes Haar ist immer kurz geschnitten und ihre Standardkleidung sind Kakhosen und Poloshirts. Dass er sie als »Dame« ansprach, würden die meisten deshalb als unpassend bezeichnen. Trotzdem konnte ich sehen, wie sich ihre Wangen röteten und ihre Augen funkelten, als sie die Blumen nahm, ihm einen schnellen Kuss auf die Wange drückte und sagte: »Verswinde, du alter Kauz.«

Vielleicht hilft dir diese Vorwarnung, dich auf den Aufenthalt bei uns einzustellen. Und ich verspreche, dass ich das Herumnörgeln meiner Mutter wiedergutmachen und mit dir die Straße hinauf nach Bray wandern werde, wo sich das Heidekraut im Wind wiegt, die wilden Pferde auf den Höhen grasen und sich die Seehunde in der Irischen See tummeln, während sich das schäumende Wasser wie eine Rolle aus Spitzenbändern um ihre dunklen Köpfe legt. Und wenn wir in Bray angekommen sind (nach ungefähr 15 Kilometern), können wir die Kalorien, die wir verbrannt haben, mit einem leckeren Eis mit Pfefferminzschokoladenstreusel in der kleinen Eisdiele am Straßenrand wieder auffüllen und es genüsslich essen, während die bunten Flaggen der Stadt in der salzigen Luft flattern. Also komm bitte, Chandler; ich hätte dich gerne hier.

Herzlichst,

Ruth



Es störte Ruth nicht, in ihrer Trauer allein zu sein; das war ihr sogar lieber. Besonders, wenn ihr jemand Gesellschaft leisten wollte, den sie nicht gut kannte. Aber Elams Schwester Laurie war eine gutherzige Seele, die sich nicht so leicht abwimmeln ließ. In der kurzen Zeit, seit Ruth hier war, hatte sie erkannt, dass Laurie es sich zur Aufgabe machte, dafür zu sorgen, dass sich niemand in ihrem Umfeld je einsam fühlte. Das musste der Grund sein, warum sie jetzt die Stufen heraufstürmte – mit Tim junior auf ihrem schwangeren Bauch – und in die Küche platzte. »Guten Morgen!«, flötete sie, als sie Mabel und Ruth am Tisch sitzen sah. »Ich kann nicht lange bleiben – wahrscheinlich zerlegen die Kinder gerade das Haus –, aber ich wollte euch sagen, dass einige Frauen und ich Apfelstrudel machen. Wir fangen um zehn an und danach gibt es ein gemeinsames Mittagessen.«

Mabel schaute Ruth an. »Du solltest hingehen«, schlug sie vor. »Ich bleibe hier und passe auf die Mädchen auf.«

Das Letzte auf der Welt, was Ruth wollte, war der Kontakt zu einer Gruppe neugieriger fremder Frauen. In den letzten zwei Monaten hatte sie gemerkt – oder wenigstens erahnt –, dass die Leute sie ständig beobachteten, als versuchten sie, ihre emotionale Verfassung abzuwägen. Da Ruth von Cathleen Galway aufgezo- gen worden war, neigte sie dazu, ihre Gefühle genauso zu verstecken wie ihre stoische Mutter. Manchmal versteckte Ruth diese Gefühle sogar vor sich selbst und konnte ihre eigenen Gedanken nur verstehen, wenn sie sich Zeit nahm, sie niederzu- schreiben. Nein, das Letzte, was Ruth wollte, war es, eine Fall- studie für eine Schar Frauen zu sein, von denen jede einen Mann hatte, der nachts ihr Bett wärmte. Aber Laurie schaute sie mit so hoffnungsvollen großen Augen an, dass Ruth es nicht übers Herz brachte auszusprechen, was sie fühlte.

»Kann ich etwas mitbringen?«, fragte sie.

»Das ist nicht nötig.« Lauries Lächeln wurde breiter. »Ich freue mich einfach, wenn du kommst.«



Eine Stunde später bog Ruth in ihrem Mietwagen an der Kreuzung nach links ab, wo eine weitere Schotterstraße die lange Schotterstraße kreuzte, die sich an Elams Scheunen und dem See vorbeiwand. Lauries und Tims Haus sah wie eine kleinere Version des Bauernhauses aus, das Elam gehörte. Ruth parkte am Straßenrand, um leichter fortzukommen zu können – und schnell, falls dies nötig sein sollte. Im Hof standen offenbar genauso viele Pferde und Einspanner, wie bei der Beerdigung neben dem Friedhof gestanden hatten. Ruth fragte sich, ob im Haus überhaupt genug Platz für die vielen Frauen war, die sich bestimmt darin befanden, da ja schon die Kirche an jenem Tag aus allen Nähten geplatzt war. Sonderbar, dass ihr Verstand beschloss, sich solche unwich-

tigen Details zu merken, sich aber nicht an die Gesichter der Menschen erinnern konnte, die nach dem Gottesdienst auf sie zugekommen waren, um ihr Kindheitserinnerungen an Chandler zu erzählen: wie er mit den mennonitischen Jungen Dosenkicken gespielt hatte; wie er in einem Winter mit seinen nackten Füßen in Kuhfladen gestiegen war, um sich die Füße zu wärmen; wie er mit Elam ausgeklügelte Tunnel in das Heu auf dem Heuboden gegraben hatte; wie er einem Bauern erzählt hatte, in seinem Stall wäre ein wildes Tier, wo doch bloß eine Kuh mit dem Kopf zwischen den Brettern eines Futtertrogs stecken geblieben war. Diese ganzen Erinnerungen, die Ruth noch nie zuvor gehört hatte, gaben ihr das Gefühl, ihren Mann, der vor ihrer Hochzeit offenbar ein völlig anderes Leben geführt hatte, gar nicht richtig gekannt zu haben.

Ruth stand in Lauries Hof und spielte mit dem Gedanken, wieder zu verschwinden, aber wie sollte sie das Mabel erklären? Neben ihr bewegte sich die Stange der Wasserpumpe über dem Betonsockel auf und nieder, während über ihrem Kopf die rostigen Blätter der Windmühle quietschten. Hühner pickten und scharrtten in der aufgewühlten Erde, die die Wagenräder umgeackert hatten. Ein alter Hofhund – ein Beagle – hatte sich vor dem Stall im Sonnenschein ausgestreckt. Das Panorama war so idyllisch, dass Ruth für einen Moment ihre Unsicherheit vergaß und sich diese Szene in Schwarz-Weiß ausmalte.

Als niemand auf ihr Klopfen antwortete, betrat sie den Windfang. Der Boden war von einer bunt zusammengewürfelten Sammlung aus Kinderschuhen und -mänteln übersät. Es gab auch Frauenschuhe; sie waren alle schwarz und sahen fast gleich aus, wodurch Ruths wadenhohe braune Lederstiefel auffällig herausstachen. Sie hoffte, dies sei kein Vorgeschmack darauf, wie sie unter den Frauen, denen diese Schuhe gehörten, herausstechen würde.

Ruth trat in Lauries Küche und atmete den herbstlichen Duft von gekochten Äpfeln, Zimt und Rauch ein. Ein langer Tisch nahm fast den ganzen Raum ein. Der Boden bestand aus lackier-

ten Kieferndielen, und der Bereich, der am stärksten frequentiert wurde, wies Kratzer und Furchen auf. An der hinteren Wand stieg zwischen zwei Fenstern Dampf von Topfdeckeln auf, die auf massiven Kesseln tanzten, die auf dem Holzofen standen. Ein Fließband aus schlicht gekleideten Frauen plauderte angeregt, während sie die Golden- und Red-Delicious-Äpfel in der Spüle wuschen, die Äpfel danach schnitten, das Kerngehäuse entfernten und, falls nötig, faule oder wurmige Stellen ausschnitten. Die nächsten Frauen warfen diese Äpfel in Töpfe und rührten sie mit Metallöffeln um. Laurie – die Einzige im Raum, die Ruth kannte, obwohl die anderen auch alle bei der Beerdigung gewesen waren – stand am Tisch und rollte Teig aus.

Als Ruth näher trat, blickte Laurie auf und ihr sommersprossiges Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. Sie wischte ihre bemehlten Hände an ihrer Schürze ab, kam Ruth entgegen und umarmte sie, als hätten sie sich nicht erst vor wenigen Minuten gesehen. Ohne Ruths Arm loszulassen, fragte Laurie: »Wo möchtest du mitmachen?«

Die Gespräche im Raum waren verstummt. Ruth ließ ihren Blick über die Frauen wandern, die wie ein Küchenbataillon mit Schürzenbändern, die sich auf ihrem Rücken überkreuzten, ihr Geplapper und ihre Arbeit wiederaufnahmen.

Laurie murmelte: »Wenn du willst, kannst du gleich hier bei mir bleiben.« Sie nahm eine Schürze vom Haken neben der Spüle und reichte sie Ruth. Ruth hatte in den letzten Monaten so viel abgenommen, dass sie die Bänder zweimal um ihre Taille wickeln und sie vorne mit einer Schleife zusammenbinden konnte.

Ruth wusch sich in dem winzigen Badezimmer die Hände, dann kam sie zurück und betrachtete den Inhalt der Schüssel. Laurie hatte Ruth keine Anweisungen gegeben und ging offensichtlich davon aus, dass Ruth wisse, wie man Strudelteig machte. Ruth hatte davon aber keine Ahnung. Rosinenbrötchen waren das komplizierteste Gebäck, das sie von Cathleen gelernt hatte. So beobachtete sie, wie Laurie die kalte Butter klein schnitt und

in die Mehlmischung gab, bevor sie anfang, den Teig mit den Fingern zu Kugeln zu verarbeiten. Ruth folgte ihrem Beispiel und empfand diese Tätigkeit als angenehm beruhigend. Wie lange war es her, seit sie in der Küche mehr gemacht hatte als nur das Frühstück? Wenn man einen Menschen verlor, schienen alle großen Wert darauf zu legen, dass man genug zu essen bekam.

Laurie riss Ruth aus ihren Gedanken und fragte: »Hat Elam schon zwei Wörter mit dir gesprochen?«

Ruth warf einen Blick auf Laurie, die Mehl auf den Tisch gestreut hatte und anfang, den Teig auszurollen. Also streute Ruth auch Mehl auf den Tisch und begann, ihren Teig ebenfalls auszurollen. »Wir haben uns neulich morgens ein wenig unterhalten. Warum?« Sie richtete ihren Blick wieder auf die Schüssel. »Tut er das sonst nicht?«

»Sonst?«, lachte Laurie. »Nein. Mein großer Bruder ist so ziemlich der scheueste Mann, den man sich vorstellen kann. Aber ...« Laurie hielt inne und drehte die Teigrolle. »Auch wenn ich vielleicht ein wenig voreingenommen bin, würde ich sagen, dass er gleichzeitig der freundlichste Mann ist, den es gibt. Fast alle Leute hier in der Gegend arbeiten für die *Driftless Valley Farm*. Inzwischen hat die Gemeinde sogar schon diesen Namen übernommen. Niemand denkt jetzt noch daran, uns *River-Bend-Mennoniten* zu nennen. Aber ich habe selten das Gefühl, dass ihn die ganze Verantwortung stresst. Andererseits zeigt Elam seine Gefühle nicht so offen.«

Ruth kannte Elam und Laurie nicht gut genug, um etwas dazu zu sagen, deshalb konzentrierte sie sich darauf, ihren Teig mit der Teigrolle gleichmäßig auszurollen.

»Was hast du vor, wenn ...?« Laurie beendete ihre Frage nicht. Ruth hob den Kopf und sah, dass Lauries Gesicht rot glühte. »Vergib mir«, flüsterte sie. »Manchmal vergesse ich, warum du hier bist.«

Ruth sagte: »Kein Problem.« Aber auch wenn die Frage kein Problem war, war die Situation sehr wohl ein Problem.

Ruth hatte im Grunde keine Ahnung, was sie jetzt tun sollte, da sie nicht mehr kostenlos im *Bethel House* wohnte oder 2.000 Dollar monatlich von *Children's Haven* oder *Ärzte ohne Grenzen* überwiesen bekam, je nachdem, bei welcher gemeinnützigen Organisation ihr Mann gerade angestellt gewesen war. Aufgrund von Chandlers gemeinnützigem Dienst war ihm die Rückzahlung seines Studiendarlehens erlassen worden, was ihnen eine halbe Million Dollar an Schulden bei der medizinischen Fakultät gespart hatte. Aber trotz ihres sparsamen Lebens hatten 24.000 Dollar im Jahr nicht viel Spielraum gelassen, um Ersparnisse anzulegen. Und das, was sie gespart hatten, war längst weg.

»Du kannst bestimmt so lange hierbleiben, wie du willst«, sagte Laurie leise, da sie offenbar merkte, dass die anderen Frauen erneut verstummt waren, um ihrem Gespräch folgen zu können.

»Ich kann Elams Gastfreundschaft auf keinen Fall ausnutzen.«

Laurie gab einen abwehrenden Ton von sich. »Unsinn! Du würdest ihm einen Gefallen tun. Zur Erntezeit braucht er immer Leute; er könnte dich bestimmt für ein paar Wochen einstellen.«

»Ich ... ich glaube nicht, dass ich so lange bleibe.« Aber Ruths Stimme fehlte die Überzeugung, die sie gehabt hatte, als sie diesen Satz nach der Beerdigung zu Mabel gesagt hatte. Sie blinzelte die Tränen zurück. Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, um zu weinen. Sie blickte schnell auf den Teig hinab, nahm ein Backblech vom Stapel, strich es mit Butter aus und legte den Teig darauf, um dann die überstehenden Ränder, genauso wie Laurie es machte, mit einem Messer abzuschneiden. Wo war Ruths Platz auf der Welt? Zu welchen Menschen gehörte sie? Sie hatte sich so lange wie eine alleinerziehende Mutter gefühlt, und trotzdem hatte sie keine Ahnung gehabt, wie verwundbar man sich fühlte, wenn man sein Leben tatsächlich ganz allein bestreiten musste.



Der Versicherungsmitarbeiter am Telefon besaß die Frechheit, gelangweilt zu klingen. »Mir ist bewusst, dass Ihr Mann sein Leben für unser Land gegeben hat, Mrs Neufeld, aber diese Versicherungspolice umfasst keine Kriegshandlungen.«

»Er hatte vor, nach Afghanistan zu gehen«, sagte Ruth und drückte ihren Handballen auf ihr Auge, bis sie Sterne sah. »Dieses Risiko wäre er nicht eingegangen.«

Nach einer Weile fragte der Versicherungsvertreter: »Soll ich Ihnen den Vertrag faxen?«

Ruth räusperte sich. Sie konzentrierte sich auf das Quietschen der Windmühle und auf das rhythmische Klappern der Pferdehufe in der Ferne statt darauf, dass die Lebensversicherungspolice ihres Mannes jetzt null und nichtig war. »Wo ich bin, gibt es kein Faxgerät«, sagte sie.

»Soll ich Ihnen dann den Vertrag als E-Mail schicken?«

Ruth hielt ihr Handy von sich ab, um nachzusehen, wie viel Akkuleistung sie noch hatte. Sie hatte es satt, es jede Nacht im Mietwagen aufzuladen, aber blieb ihr eine andere Möglichkeit?

»Hier gibt es auch kein Internet.« Sie wandte den Kopf vom Telefon ab und atmete tief ein. Seit Wochen kämpfte Ruth mit dem Amtsschimmel und jedes Mal hatte sie einen anderen Mitarbeiter am Telefon. Trotzdem wollte sie diesem Mann nicht die Genugtuung geben, sich am anderen Ende der Leitung eine verzweifelte Witwe auszumalen.

Der Versicherungsvertreter schwieg einen Moment. Ruth kannte dieses Schwiegen; sie wusste, dass er versuchte, eine passende Antwort zu formulieren. »Es ... es tut mir leid, dass ...«, begann er.

Sie fiel ihm ins Wort. »Auf Wiederhören. Ich muss gehen.«

Das war nicht gelogen. Sie *musste* gehen. Sie wusste nur nicht, wohin.



20. August 2012

Liebe Ruth,

mein letzter Brief begann mit einer Entschuldigung, und dieser Brief scheint eine Fortsetzung zu sein. Es tut mir leid, dass ich dir einen Antrag gemacht habe. Besser gesagt ich bereue den Antrag nicht, aber es tut mir leid, dass ich dich damit überrumpelt habe. Vielleicht hilft es dir, wenn ich gestehe, dass ich selbst auch ein wenig überrumpelt bin. Du standst einfach da und die Sonne schien auf dein Haar. Und ich stand neben dir und mir war voll und ganz bewusst, dass wir bald auf verschiedenen Kontinenten sein würden. Du hast mich danach gefragt, wie ich dich lieben könne, obwohl ich dich doch kaum kenne, aber manchmal kann man jemanden lieben, ohne genau zu wissen, wer er ist.

So ging es mir, noch bevor du in Guatavita beinahe entführt worden wärst; es geschah in der ersten Woche, die du im Bethel House warst.

Ich kam gegen Mitternacht aus der Klinik zurück. Ich sperrte die Tür auf und sah, dass die Korblampe über dem Küchentisch eingeschaltet war und ein Flechtmuster an die Wände warf. Ich habe dich erst gesehen, als ich näher trat. Du standst mit dem Rücken zu mir, dein Haar war zu einem zerzausten Knoten gedreht und mit einem Kugelschreiber festgesteckt. Der Tisch war mit Zetteln und gelben Bonbonpapieren bedeckt, aber du hast nur das Gesicht zum Fenster gewandt und stumm dagessen.

Ich fragte: »Was ist los?«, und du bist vor Schreck fast einen halben Meter in die Höhe gesprungen.

Du hast die Hand auf dein Herz gedrückt, dich umgedreht und mich an der Tür gesehen. Man hatte uns einander schon vorgestellt, aber wir hatten nicht wirklich Gelegenheit gehabt, miteinander zu sprechen. Du sagtest: »Ich kann es nicht ertragen, nicht hinausgehen zu dürfen.«

Jetzt, da ich weiß, wo du aufgewachsen bist, verstehe ich, wa-

rum du bei diesen niedrigen Decken und verdunkelten Straßen Platzangst bekommen hast.

Ich sagte: »Ich könnte eine Lösung haben. Aber vorher muss ich etwas essen.« Ich schaute dich an. »Hast du schon gegessen?«

Du hast den Kopf geschüttelt und gegrinst. »Nur Schokolade.« Also habe ich in einem Topf übrig gebliebenen Reis und Bohnen aufgewärmt und eine reife Avocado auf die zwei Schüsseln verteilt. Ich bat dich mitzukommen, und obwohl du mich vorsichtig angesehen hast, bist du mir gefolgt, ohne Fragen zu stellen. Du musst wirklich verzweifelt gewesen sein.

Mit unserem Essen in den Händen führte ich dich die dunkle Betontreppe hinauf, an den Frauenunterkünften und dann an den Männerräumen vorbei. Wir schlichen wie Teenager durchs Haus. Vielleicht trug dieses Gefühl, etwas Verbotenes zu tun, dazu bei, dass wir es so genossen. Wir waren von den vielen Erwachsenenaufgaben, die wir ständig jonglierten, müde. Ich führte dich zur Falltür, die zum Dach führte, und reichte dir die dampfenden Teller, bis ich die Tür aufgeschoben und meinen schlaksigen Körper hinausgezwängt hatte. Dann kamst du hinaus und wir setzten uns auf die Decke, die ein anderer Mitarbeiter hier oben vergessen hatte. Wir aßen unser bescheidenes Essen mit den Fingern, weil ich vergessen hatte, Gabeln mitzunehmen. Du hast mir erzählt, dass du Schriftstellerin werden möchtest. Ich erzählte dir, dass ich Arzt werden will, und du hast gelacht, da ich immer noch meine Arztkleidung trug. Doch dann wurde ich ernst und gab zu, dass mich die große Zahl meiner Patienten und der kranken, verwaisten Babys, die ich alle versorgen muss, manchmal fast erdrückt. Ich gestand, dass die Realität viel komplizierter ist als der Traum, und obwohl ich gern Arzt bin, weiß ich nicht, ob ich das Positive bewirke, was ich mir als junger Mensch ausgemalt habe. Du hast meine Hand berührt und sie dann gehalten und ich sah dich an, während irgendwo in der Stadt ein verwirrter Hahn krächte.

Ich kannte dich kaum, Ruth, aber ich wusste, dass ich anfang,

*mich in dich zu verlieben. Deshalb hoffe ich, dass du erkennst:
Auch wenn mein Heiratsantrag vielleicht plötzlich kommt, ist
meine Liebe zu dir echt.*

Liebe Grüße,

Chandler